

Georg Denzler

# Die Geschichte des Zölibats



**HERDER**

Georg Denzler

# Die Geschichte des Zölibats

2. aktualisierte und erweiterte Auflage



HERDER spektrum Band 6887

Zweite aktualisierte und erweiterte Auflage

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2016

Alle Rechte vorbehalten

[www.herder.de](http://www.herder.de)

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: © wikimedia commons Le cardinal et la

none,

Egon Schiele

Autorenfoto: Brigitte Würtz, München

Satz: Arnold & Domnick, Leipzig

E-Book-Konvertierung: Carsten Klein, Torgau

ISBN (Print) 978-3-451-06887-4

ISBN (E-Book) 978-3-451-81646-8

# **Inhalt**

## **Auf ein Wort**

## **Vorwort zur 2. Auflage**

## **I. Priesterbild im Wandel**

## **II. Gesetzgebung zur Enthaltensamkeit und zum Zölibat**

### 1. Biblische Aussagen

#### A. Altes Testament

#### B. Neues Testament

### 2. Kirchengeschichte

#### A. Von der Zeit der Apostel bis zum 2. Laterankonzil (1139)

#### B. Vom 2. Laterankonzil (1139) bis zur Gegenwart

## **III. Innere und äußere Gründe für das Zölibatsgesetz**

### 1. Kultische Reinheit

### 2. Asketische Reinheit

### 3. Gesellschaftliches Prestige

### 4. Ökonomisches Interesse

### 5. Machtstreben

### 6. Theologische Argumente

#### A. Geschenk (*charisma*) von Gott

#### B. Verbindung mit Jesus Christus

#### C. Apostolisches Wirken für das Reich Gottes

#### D. Jungfräulichkeit und Maria

#### E. Engelgleiches Leben

## **IV. Gegner des Zölibatsgesetzes**

## **V. Verwirklichung des Zölibatsgesetzes**

## **VI. Laisierung: Vom Priester zum Laien**

Einzeldispens vom Zölibatsgesetz

Allgemeine Dispens vom Zölibatsgesetz

Laisierungsverfahren

Theologische Fragwürdigkeit der Laisierung

Skandalöse Laisierungspraxis

## **VII. Gegenwärtige Zölibatsdiskussion**

Zölibat als Gabe Gottes

Zölibat als Menschenrechtsfrage

Zölibat als Ursache für den Priestermangel

Zölibat und Armut

Zölibatsnorm und Realität

Solidarität der Priester gefordert

## **Wie lange noch Tanz um das „Goldene Kalb“?**

## **Bibliographie**

## **Über den Autor**

# Auf ein Wort

Jesus Christus:

*„Ich nenne euch nicht mehr Knechte ...  
Vielmehr habe ich euch Freunde genannt“* (Joh 15,15)

Ambrosius († 397), Bischof von Mailand:

*„Knechten gibt man Gebote, Freunden aber Räte.  
Wo Gebot, da waltet das Gesetz, wo der Rat, da waltet  
die Gnade“* (Migne: PL 16,256)

Noch eine Veröffentlichung zum leidigen Thema Zölibat! So höre ich Sie stöhnen, und ich sehe auch schon, wie Sie dieses Buch aus der Hand legen, weil Sie der Meinung sind, die sattsam bekannten Argumente pro und contra Zölibat, die Gedanken über Nutzen und Schaden der gesetzlichen Verpflichtung der Priester zur Ehelosigkeit seien längst schon bis zum Überdruß ausgetauscht. Neues gebe es nicht mehr zu erwarten. Und im Übrigen habe alles Argumentieren keinen Sinn, da es sich bei diesem Thema in erster Linie um ein kirchenpolitisches Problem handle, über das „Rom“, gemeint ist vor allem der Papst, bekanntlich nicht mit sich reden lasse.

Sollte es in der Tat noch so sein wie vor 900 Jahren, als selbst Bischöfe, die 1074 bei einer Synode in Erfurt gegen die von Papst Gregor VII. mit Entschiedenheit geforderte Enthaltensamkeit des Klerus opponierten, nach einem Bericht des Bamberger Mönchs *Lampert von Hersfeld* enttäuscht feststellen mußten, dass weder mit Gegengründen noch mit Bitten bei der römischen Kirchenautorität etwas auszurichten sei? Dann freilich bliebe uns nichts anderes übrig, als mit dem Dichter Dante Alighieri resigniert zu bekennen: „Laßt alle Hoffnung fahren“.

Resignation sei eine „Sünde gegen den Heiligen Geist“, meinte der weltbekannte reformierte Theologe *Karl Barth*

(†1968), „das glückselige Aber zur Resignation“ jedoch ein Zeichen von Hoffnung. Die biblische Mahnung „Hoffen gegen alle Hoffnung“ müßte in der Tat die Devise eines jeden Christen sein. Also will auch ich tausendmal lieber auf Hoffnung setzen, statt alle Hoffnung fahren zu lassen.

Wenn ich der Einladung, die gegenwärtige Zölibatsdiskussion durch einen historischen Beitrag zu versachlichen, folgte und mich dazu entschloß, nach meiner zweiteiligen Publikation „Das Papsttum und der Amtszölibat“ (1973-1975), wo die Päpste im Mittelpunkt stehen, diese Abhandlung zu verfassen, geschah es vor allem deshalb, weil Entstehung und Entwicklung des Zölibatsgesetzes doch nicht so bekannt sind, wie es den Anschein hat.

Neben viel Unkenntnis, die sich beheben ließe, wird bei Erörterung der Zölibatsfrage häufig eine reichliche Portion Ideologie sichtbar, die leider nur schwer auszuräumen ist. Angesichts vieler falscher oder schiefer Ansichten zur - zugegeben - komplizierten Geschichte des Priesterzölibats tut Aufklärung immer noch not. Der Leser möge hier nicht eine anthropologische, systematisch-theologische oder pastoral-theologische Studie des Zölibatsproblems erwarten, sondern in erster Linie, wie es auch der Titel verspricht, eine historische Abhandlung des Zölibatsthemas.

Bei der zu allen Zeiten, heute aber mit besonderer Dringlichkeit diskutierten gesetzlichen Ehelosigkeit der katholischen Priester geht es nicht um eine unbedeutende Sache, sondern um wirkliche Existenzprobleme: zunächst für die persönlich betroffenen Priester und Priesteramtskandidaten, dann aber auch für immer mehr Pfarrgemeinden. Nehmen wir also die Lage so ernst, wie sie wirklich ist, und bemühen wir uns um sachliche Information und nüchterne Beurteilung einer Geschichte, die mehrere Jahrhunderte umspannt.

Der Historiker soll, einem alten Grundsatz folgend, „ohne

Zorn und Eifer“ (sine ira et studio) ans Werk gehen. Dieses Buch ist ohne jeden Zorn geschrieben, aber nicht ohne Eifer, und auch nicht ohne persönlichen Einsatz; denn diese beiden, Eifer und Einsatz, sind im Interesse des zu behandelnden Themas nicht bloß wünschenswert, sondern sogar notwendig.

Für das Mitlesen der Korrekturfahnen danke ich sehr herzlich Max Blauburger (Bamberg) und Dr. Hans-Urs Wili (Bern).

Breitbrunn am Ammersee, im November 1992  
*Georg Denzler*

## Vorwort zur 2. Auflage

Wenn der Verlag Herder nach mehr als 20 Jahren eine 2. Auflage dieses Buches veranstaltet, geschieht dies, weil die Thematik des Buches unverändert aktuell ist. Die vom 2. Laterankonzil (1139) verordnete Verpflichtung des Klerus der römisch-lateinischen Kirche zur Ehelosigkeit war zu allen Zeiten umstritten, am heftigsten aber wird sie seit dem 2. Vatikanischen Konzil (1962-1965) und den Päpsten Paul VI., Johannes Paul II. und Benedikt XVI. abgelehnt. Der jetzige Papst Franziskus (seit 2013) zeigte sich vom Beginn seines Pontifikats an zu grundsätzlichen Reformen der Kirche entschlossen. Ob er auch an dem ehernen Gesetz des Priesterzölibats rütteln wird, muss erst noch die Zukunft zeigen.

Kardinal Karl Lehmann, Bischof von Mainz und langjähriger Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, fragt sich in seinem neuesten Interview-Buch „Mit langem Atem“, herausgegeben von Markus Schächter, ob es nicht „unterschiedliche Verwirklichungsmodelle von Priestertum“ geben könne. In diesem Zusammenhang meint er, dass man „angesichts der pastoralen Nöte bei uns“ einer offenen Diskussion darüber, ob es in der römisch-katholischen Kirche nur den zölibatären Priester geben müsse, nicht ausweichen dürfe. Es sei für ihn seit fast 50 Jahren „eine niederschmetternde Erfahrung, dass man über diese Frage nicht unbefangen und gelassen diskutieren kann“. Genau dazu möchte die Neuauflage dieses Buches einen Beitrag leisten.

Breitbrunn am Ammersee, im April 2016

*Georg Denzler*

# I.

## Priesterbild im Wandel

Bevor wir nach der Entstehung, Entwicklung und aktuellen Geltung der priesterlichen Ehelosigkeit fragen, soll der Wandel im Verständnis von Wesen und Aufgabe des Priesters skizziert werden. So sonderbar es klingen mag, ein Blick in die Geschichte zeigt bereits deutlich: Priesterbild und Priesterzölibat bedingen einander weithin.

Das alttestamentliche Priestertum fand im Neuen Testament keine Fortsetzung. Mit dem Sühnetod Jesu Christi, des einzigen Hohenpriesters, war das Priestertum zu Ende gegangen. Der Begriff, den wir deutsch mit Priester (griech. presbyteros, d. h. Älterer) wiedergeben, bezeichnet im hebräischen kohen, im griechischen hiereus und im lateinischen sacerdos den aus dem profanen Bereich ausgesonderten und einem heiligen Stand angehörenden Kultbeauftragten, dessen Hauptaufgabe im Darbringen des Opfers besteht. Dieser Begriff bezieht sich aber im ganzen Neuen Testament nirgends auf die Apostel und ihre Mitarbeiter. „Kein einziger Apostel wird im Neuen Testament als Priester bezeichnet, von keinem Apostel spricht ein neutestamentlicher Text als von dem Leiter einer Herrenmahlfeier. Keinem Presbyter oder Episkopen wird eine besondere Vollmacht und Verantwortung für den Gemeindegottesdienst ausdrücklich zugesprochen.“<sup>1</sup> Unter den Mitgliedern der Kirche als des neuen Gottesvolkes gab es anfangs keine wesentlichen Unterschiede. Sie alle zusammen waren das Volk (griech. laos), d. h. Laien. Die einzelnen Kirchengemeinden hatten zwar Vorsteher (Episkopen bzw. Presbyter) und Diener (Diakone) mit jeweils eigenen Aufgaben, aber keine Kultpriester wie in den Tempeln der Heiden oder im Jerusalemer Tempel. „Das

Neue Testament kennt weder geweihte Personen noch eigene Kultorte, weder Opferhandlungen noch heilige Zeiten der Christen.“<sup>2</sup> Noch fehlte also der Priester im kultisch-sacerdotalen Sinn.

Doch je weiter dieser jesuanische Ursprung aus den Augen verschwand, desto mehr erfuhren die kirchlichen Dienste eine Interpretation, welche dem Neuen Testament fremd ist. Ein qualitativ neuer Sprung erfolgte im 3. Jahrhundert: Man begann zwischen Priestern (jetzt nicht mehr im Sinn des früheren Presbyter!) und Laien klar zu unterscheiden. Auf diese Weise traten zwei Stände ins Leben, von denen der des „qualifizierten“ Amtsinhabers den des „gewöhnlichen“ Laien bald weit übertraf. Diesen Sachverhalt bringt der dem Neuen Testament selbst fremde Begriff Hierarchie (griech. hiera archä = heilige Herrschaft) zum Ausdruck. Während die ersten Christen mit dem Brotbrechen und Brotessen beim Gottesdienst noch ihre Distanz zum Opferkult und Priestertum in Jerusalem bekundeten, erlebte das Amt des Aufsehers (Episkopos) ebenso wie das des Ältesten (Presbyter) vom 3. Jahrhundert an eine spezifisch priesterliche (sacerdotale) Umdeutung, die sich auch auf die Lebensführung des (neuen) Priesters auswirken mußte. Diese neue Sicht erhielt im Hochmittelalter ein theologisches Fundament durch die scholastische Lehre, dass die Ordination (Priesterweihe) ein „unauslöschliches Siegel“ (Charakter) einprägt, mit dem eine seinsmäßige Veränderung in der Person des Empfängers verbunden ist.

Erste Spuren dieser höchst bedeutsamen Entwicklung finden sich schon in einem um das Jahr 96 verfassten Brief, der allein Klemens von Rom zugeschrieben wird, obwohl die Christengemeinden in Rom und in Korinth zu dieser Zeit noch kollegiale Leitungen besaßen. Diesem Schreiben ist zu entnehmen, dass die wichtigste Aufgabe des Vorstehers, wie schon beim alttestamentlichen Priester, in der Darbringung der Opfertgaben besteht. In diesem

Klemens-Brief haben wir übrigens das erste Zeugnis für einen kirchlichen Amtsträger in der Rolle des Opferpriesters. Unter diesem Aspekt verstärkte sich in der nächsten Zeit die Verbindung zwischen Synagoge und Kirche. „Hippolyt, Tertullian, Cyprian, die syrische Didaskalia, Origenes wenden alttestamentliche Titel und Kultvorschriften unmittelbar und ohne erkennbare Hemmungen auf Bischöfe, Presbyter, Diakone und ihren Dienst in der Kirche an.“<sup>3</sup> Die Erhöhung des kirchlichen Amtsträgers zum „sacerdos“ (anfänglich Bezeichnung für jeden Priester, später nur noch für den Bischof) bewirkte eine Degradierung der übrigen Gemeindemitglieder, die fortan im betonten Gegensatz zu den Klerikern (d.h. Auserwählten) „Laien“ genannt werden. Der wesentliche Unterschied liegt darin, dass nur Inhaber des sacerdotalen Amtes zur Leitung der Gottesdienste befähigt und berechtigt sind. Mit dieser Differenzierung setzte nach Meinung des Neutestamentlers Paul Hoffmann eine verhängnisvolle Entwicklung ein; denn: „Die Idee eines von den übrigen Gemeindemitgliedern unterschiedenen Klerikerstandes, für den eine besondere ontologische Verfaßtheit kraft der Weihe (character indelebilis) und der alleinige Führungsanspruch oder eine heilsmittlerische Kompetenz postuliert wird, findet im Zeugnis des Neuen Testaments keine Stütze.“<sup>4</sup> Der Gemeindevorsteher wurde bis zu dieser Zeit unter Handauflegung und Gebet in sein Amt eingesetzt (ordiniert), jetzt empfängt er eine heilige Weihe, d. h. er wird geweiht (konsekriert) und damit für immer aus dem Bereich der Laien herausgenommen und gleichzeitig in die Welt des Heiligen eingegliedert.

Bezeichnenderweise läßt sich um diese Zeit eine wachsende Zurückdrängung der Frauen erkennen, die ihren männlichen Geschlechtsgenossen bei der Verkündigung des Evangeliums und der Feier der Eucharistie in den anfänglichen Hausgemeinden bis dahin wohl nicht nachgestanden waren. Priesterinnen gab es bei

den Griechen wie bei den Römern, bei den Kelten ebenso wie bei den Germanen. Doch je höher der Mann im Zeichen des Patriarchats stieg, desto tiefer sank die Frau, bis sie schließlich, aus „Amt und Würden“ verdrängt, den Männern, das heißt den männlichen Priestern, das Monopol in der Kirche überlassen mußte. Parallel dazu beobachteten wir eine aus gnostisch-dualistischem Gedankengut erwachsene Geringschätzung des weiblichen Geschlechts, das, weil immer mehr auf der Seite des Bösen angesiedelt, dem männlichen Geschlecht als unheilvoll erscheinen mußte und deshalb so weit wie möglich ganz gemieden werden sollte. All dies führte dazu, dass die christlichen Gemeinden bald nur noch von Männern, mit Vorliebe von zölibatären Männern, geleitet werden durften.

Das gewandelte priesterliche Amtsverständnis kann sich endgültig durchsetzen, „als seit der Zeit Konstantins der Klerus der christlichen Gemeinden durch die staatliche Privilegierung wie die heidnischen Priesterschaften Steuerfreiheit erhält, nach und nach den heidnischen Priesterschaften gleichgestellt und schließlich diesen vorgezogen wird“.<sup>5</sup> Von besonderer Bedeutung für unser Thema ist die Tatsache, dass diese Sakralisierung des Priesteramtes konkrete Auswirkungen auf das Leben der Priester zeitigte. Weil der heilige Dienst nur noch von „Geheiligten“ (Konsekrierten) versehen werden durfte, erwartete man jetzt, dass diese Priester, ihrem heiligen Dienst entsprechend, auch ein heiliges Leben führten. Und Heiligkeit bedeutete zuerst Reinheit im Sinn sexueller Enthaltsamkeit, gleichgültig, ob in einer Ehe oder ohne Ehe. Der eingeschlagene Weg mündete schließlich in die Forderung dauernder Enthaltsamkeit nach dem Empfang der höheren Weihe.

Provozierend auf die Lebensform des Priesters wirkten außerdem Denken und Leben der Asketen, die sich in der Kirche schon früh hoher Achtung erfreuen konnten. Der Kirchenhistoriker Ernst-Ludwig Grasmück dürfte recht

haben mit der Feststellung, dass der Gedanke der Ehelosigkeit „ausschließlich über das Asketentum – ganz gleich, ob bei den Gebildeten neuplatonisch oder darüber hinaus anachoretisch bestimmt – in den Klerus“ eingedrungen sei.<sup>6</sup>

Bei der Entfaltung dieses neuen Priesterverständnisses geriet allmählich ganz in Vergessenheit, dass nach dem neutestamentlichen Brief an die judenchristlichen Hebräer das alttestamentliche Priestertum ein für allemal beendet sein sollte und die Kirche keinen neuen Opferkult und folglich auch keine neuen Opferpriester mehr brauchte, weil Jesus Christus als der „eine erhabene Hohepriester“ durch seinen Tod die ewige Erlösung für alle Zeiten bewirkt hat und als der einzige Fürsprecher für die Kirche bei Gott bis zum Ende der Zeiten eintritt (Hebr 4,14 – 5,10).

Diese ursprüngliche Auffassung scheint sich im Mönchtum am längsten gehalten zu haben. Es ist ohnedies zweifelhaft, ob die Mönche zur Zeit des hl. Benedikt († ca. 547), des Gründers des nach ihm benannten Benediktinerordens, schon die Eucharistie oder hl. Messe gefeiert haben (falls ja, dann sicher nur an Sonn- und Festtagen). Benedikt selbst war kein Priester, und die meisten seiner Mönche auch nicht. „In der Zeit des heiligen Benedikt ermahnte man die Mönche, zwei Arten von Menschen aus dem Wege zu gehen: Bischöfen und Frauen, da ein Bischof den Versuch unternehmen würde, den Mönch zum Priester zu machen, und eine Frau würde es darauf anlegen, ihn zum Heiraten zu bringen.“<sup>7</sup>

Die Theologen des 4. und 5. Jahrhunderts konzentrierten das „Heilige“ in zunehmendem Maß auf das Priesterliche, was zur Folge hatte, dass die Person des Priesters in einem Nimbus erstrahlte, der von seiner Weihe ausging. Vor allem Johannes Chrysostomus führte mit seinem Traktat „Über das Priestertum“ (386) die Sakralisierung des Klerus auf himmlische Höhe. „Was nämlich das Priestertum betrifft“,

lesen wir darin, „so wird es zwar auf Erden verwaltet, nimmt jedoch den Rang himmlischer Einrichtungen ein.“<sup>8</sup> Bei demselben Kirchengvater begegnet uns auch die völlig neue Auffassung von der Eucharistie als einem sakralen Opfer. Er sah das Opferblut auf dem Altar der Götter abgelöst durch das Blut Christi auf dem Opferaltar der Eucharistie. Und weil die Eucharistiefeier jetzt als ein wirklicher Opferritus verstanden und vollzogen wurde, erwartete man auch von den (Opfer-)Priestern als Dienern des Hohenpriesters Jesus Christus, der selbst unverheiratet geblieben war, ein sexuell enthaltsames Leben. So wandelte sich die allen Christen geltende Empfehlung des Apostels Paulus (vgl. S. 25) erst Jahrhunderte später zu einer speziellen Forderung an die Adresse aller Kleriker. Doch auch die Laien sollten als Teilnehmer an der Opferfeier nach Reinheit, vorrangig als geschlechtliche Beherrschung verstanden, streben.

Papst Gregor der Große (590-604) schritt auf dem so vorgezeichneten Weg weiter. In einem Brief an Kaiser Mauricius offenbarte er allerdings ein allzu wörtliches Verständnis der Bibel, wenn er feststellt, „in den Heiligen Schriften werden die Priester manchmal ‚Götter‘, manchmal ‚Engel‘ genannt“<sup>9</sup>, um daraus die unvergleichlich hohe Würde des Priesters abzuleiten. Am liebsten hätte er aus den verheirateten Priestern zölibatäre Mönche gemacht, wie er selbst einer gewesen ist.

Diese Zielsetzung wurde im 11. und 12. Jahrhundert von dem monastisch ausgerichteten Papsttum energisch verfolgt. „Wunsch und Wille Gregors VII., die Priester der Kirche nach dem asketischen Ideal der Mönche zu prägen, führen zu einem veränderten Priesterbild ... Aus dem Presbyter ist der Priester der katholischen Kirche geworden, der das heilige Opfer darbringt.“<sup>10</sup> Doch die Mehrzahl des Klerus, mehr weltlich als geistlich gesinnt, war zu dieser Zeit nach Meinung der Kirchenreformer zwei Hauptübeln verfallen: der Simonie (Kauf geistlicher Ämter)

und dem Nikolaitismus (Unzucht, wozu auch die Ehe der Priester gerechnet wurde). Das Ziel hieß letztlich: enhaltsame und darum ehelose Priester. Fast alle Päpste dieses Jahrhunderts, von Leo IX. (1049-1054) bis Urban II. (1088-1099), förderten die *vita communis* der Kanonikerbewegung, weil sich vom Gemeinschaftsleben der „Welt“-Priester eine bessere Erfüllung der Kontinenzpflicht erhoffen ließ. Diese Kanoniker lebten wie Mönche, jedoch ohne Armut, Keuschheit und Gehorsam zu geloben, und erwarben sich in der praktischen Seelsorge große Verdienste.

Die scholastische Theologie im Hochmittelalter brachte die Sakralisierung des Priesters mit der Definierung des Sakramentsbegriffs und im Zusammenhang damit der Doktrin vom „unauslöschlichen Merkmal“ (*character indelebilis*), das bei der Taufe und der Priesterweihe eingeprägt wird, zu einem krönenden Abschluß. Der Priester galt demnach als geweiht „auf ewig nach der Ordnung Melchisedeks“ (Hebr 5,6) und konnte nie mehr ein Laie werden.

Zur Abwehr der von den Reformatoren ausgehenden Angriffe gegen ein Priestertum, das zu dieser Zeit einseitig am Meßopfer ausgerichtet war, betonte das Konzil von Trient (1545-1563) die enge Verknüpfung von Opfer und Priestertum. Folglich erschien dieser gegenreformatorischen Theologie der Priester vornehmlich als Opferpriester, während das Predigtamt, die Verkündigung des Evangeliums, in den Hintergrund geriet. Leo Zirker formulierte diesen Sachverhalt prägnant: „Das kirchliche Amt wird ausschließlich auf den priesterlichen Ordo gegründet, der seinerseits kultisch sacerdotal verengt gesehen wird.“<sup>11</sup> Nach dem Priesterbild, das in den Reformdekreten des Trienter Konzils aufscheint, unterscheiden sich Priester und Mönch hinsichtlich ihres liturgischen Dienstes und ihrer Spiritualität (Breviergebet, Ehelosigkeit) nur wenig voneinander.

Zu welcher Übersteigerung eine solche Blickverengung führen kann, beweist der auf Anregung desselben Konzils erarbeitete und von Papst Pius V. im Jahr 1566 für die ganze Kirche publizierte Catechismus Romanus. Darin werden Bischöfe und Priester in den Himmel erhoben, wenn sie „Gottes Dolmetscher und Botschafter“, ja noch mehr: „mit Recht nicht nur Engel, sondern auch Götter genannt werden, weil sie des unsterblichen Gottes Kraft und Hoheit bei uns vertreten“.<sup>12</sup> Diese Aussage stellt nach Karl Lehmann „eine bedauerliche und angesichts der Verbreitung des Katechismus nicht folgenlose Lehräußerung dar, die man heute unbeschadet des sonstigen Rangs dieses Reformwerks als Verirrung bezeichnen muß.“<sup>13</sup>

Das tridentinische Priesterideal bestimmte jedoch die Auffassung vom Priester auf Jahrhunderte. Der Geistliche wurde jetzt vollends zu einer Person, die sich von den anderen Gläubigen unterscheidet, äußerlich sichtbar in der Standeskleidung, in speziellen Standesrechten und in einem besonders aufgrund des Zölibats distanzierten Leben. Dieses sakralisierte Priesteramt wirkte nicht allein auf das Selbstverständnis des Priesters, es erzeugte gleichzeitig im Kirchengvolk einen hohen Respekt vor dem Wesen und Wirken des Geistlichen. Joseph-Marie de Maistre (+ 1821), ein katholischer Laie aus Savoyen, fordert in seinem Buch „Du Pape“, das ihn als flammenden Vorkämpfer eines souveränen, unfehlbaren Papsttums ausweist, priesterliche Männer, „welche in jeder Beziehung höher stehen als andere“, höher auch als die Priester aller anderen Religionen. Die Ehelosigkeit spielt dabei eine ganz entscheidende Rolle: „Jeder verehelichte Priester wird unter seine Würde herabsinken. Das unbestreitbare Übergewicht der katholischen Geistlichkeit ist einzig in dem Zölibatsgesetz gegründet... Der erhabene Adel der katholischen Geistlichkeit beruht ganz und gar auf dem Zölibat.“ Schließlich bricht er in einen Jubelruf auf jene

Päpste aus, die für die Ehelosigkeit der Geistlichen gestritten haben: „Heil und ewige Ehre Gregor VII. und seinen Nachfolgern, die das Priestertum gegen alle Sophismen der Natur, des Beispiels und der Ketzerei unversehrt erhalten haben.“<sup>14</sup>

Das 2. Vatikanische Konzil (1962-1965) betrachtete den Priester zwar nicht mehr einseitig als Kultdiener, hielt aber doch, aufs Ganze gesehen, am tridentinischen Priesterideal fest und verursachte dadurch bei manchem Priester eine Identitätskrise. Andererseits verdanken wir dieser großen Kirchenversammlung doch eine längst fällige Aufwertung des Weltlichen und der Laien, so dass das „Sakrale“ und das „Priesterliche“ ihre frühere Vorzugsstellung weitgehend verloren haben und der Priester seinen Platz wieder, wie in den Anfangszeiten der Kirche, inmitten der Gemeinde einnimmt.

Papst Paul VI. (1963-1978) registrierte den Wandel im Selbstverständnis vieler Priester mit großer Besorgnis. Bei einer Ansprache an den Klerus seiner Diözese Rom im Jahre 1972 wertete er das „beseligende Opfer im Zölibat“ als Folge innigster Verbundenheit mit Jesus Christus. Über den Priester selbst wagte er die leicht mißverständliche Aussage: „er ist auf andere Weise Christus.“<sup>15</sup> Solchen und ähnlichen Gedanken begegnen wir häufig in Äußerungen des seit 1978 bis 2005 regierenden Papstes Johannes Paul II. Charakteristisch für seine Auffassung vom Priester sind Begriffe wie „besondere Berufung“, „freie Erwählung“, „besondere persönliche Gemeinschaft mit Jesus Christus“, „Handeln in der Person Jesu Christi“ und „besondere Teilhabe am Amt Jesu Christi“. Doch viele Theologen und Priester, namentlich jüngere, wollen von einer derartigen Quasi-Identifizierung nichts mehr wissen.

Der katholische Journalist Josef Othmar Zöller hat das Priesterbild mit goldenem Heiligenschein schon 1969 in seinem heute noch lesenswerten Buch „Abschied von Hochwürden“ ins Museum verwiesen. Der Zölibat sei „ein

wesentliches Moment für das Prestige und das Selbstbewußtsein der katholischen Priester“ gewesen, konstatiert Zöllner, „ein Elite-Zeichen für einen exponierten Beruf – und das in einer pluralistischen Gesellschaft, deren Berufe heute gewöhnlich mehr materialiter als elitär gewertet werden. Unter den Aspekten der modernen Gesellschaft ist der Status des katholischen Priesters eine permanente Herausforderung eben dieser Gesellschaft.“ Das stark verschobene theologische Gleichgewicht habe vor allem in moralischer Sicht zu kuriosen Maßstäben geführt: „Während man auch Priestern Lieblosigkeiten und Sünden wider den Geist gleichsam nur wie moral-theologische Kavaliersdelikte anrechnet, wird ein Vergehen gegen den Zölibat wie ein Kapitalverbrechen geahndet.“ Doch die Zeiten, da der Zölibat „als bloßer Kraftakt gegen die naturgegebene Geschlechtlichkeit und als bloße disziplinäre Pflichtübung“ noch imponierend gewirkt habe, sind nach Zöllners Überzeugung längst vergangen. Niemand wird dies bedauern; denn: „Der Zölibatär im Sinne der Selbstverwirklichung des ‚Geistlichen‘ im Gegensatz zur Verfallenheit des Niedervolks der ‚Fleischlichen‘ ist eine antiquierte und theologisch nicht haltbare Fehlkonstruktion.“<sup>16</sup> Der Kirchenhistoriker Wilhelm Gessel hat überzeugend nachgewiesen, dass die Sakralisierung wesentlich ein hellenistisch-römisches Charakteristikum trägt, das sich die frühen Kirchen von außen her zunutze gemacht haben. Er zieht daraus den Schluß, dass mit dem Erlöschen spätantiker Lebensformen eine Entsakralisierung im kirchlichen Bereich dringend geboten sei: „Eine innere Notwendigkeit zur Beibehaltung des Sakralkultischen dürfte kaum begründet sein. Es zu eliminieren heißt, das spätantike Gewand der Kirche abzustreifen.“<sup>17</sup>

Dennoch sehen konservative Kirchenkreise in der wachsenden Tendenz zur Entsakralisierung einen massiven Angriff auf das Sakrale schlechthin und beschwören diese

Entwicklung als eine der größten Gefahren für die Kirche in unserer Zeit. Zu ihnen zählt auch der Philosoph Dietrich von Hildebrand, Ehemann und Familienvater, wenn er schreibt: „Nicht die Verwischung des Unterschiedes des Priesters vom Laien – die dem Sinn und Wesen des Priestertums widersprechen würde –, sondern die Betonung des übernatürlichen Charakters dieses Amtes, die Vermeidung aller Säkularisierung, die Stärkung des *sensus supranaturalis* kann sie vor diesem Fehler bewahren.“<sup>18</sup> Es ist aber doch die Frage, ob dieser Verweltlichungsprozeß, der noch lange nicht abgeschlossen ist, um der Absolutheit des Heiligen willen nicht bloß legitim, sondern sogar notwendig ist. Hat nicht Jesus selbst den Weltlichen ihre Eigenart zugeteilt und eben dadurch das Heilige in seinem Eigenwert gerettet?

Schließlich steht die Kirche heute noch vor der Aufgabe, den einen Priesterdienst in eine Vielzahl von Diensten aufzuteilen, wie sie zum Teil aus den ersten Jahrhunderten bekannt sind. Der Priestermangel führte inzwischen schon zu einer „Aufwertung“ der männlichen wie der weiblichen Laien. Sie dürfen in der Kirche Dienste verrichten, die früher nur ledigen Männern mit niederen oder höheren Weihen reserviert blieben. Auf diese Weise verringerte sich noch einmal die persönlich-amtliche Distanz zwischen Priestern und Laien, begleitet von der tiefgehenden Konsequenz, dass auch das Bewußtsein vom Wesensunterschied zwischen beiden, wie ihn die Dogmatik lehrt, zu schwinden begann. Kein Wunder also, wenn das Amt des Priesters nicht mehr allgemein als ein besonderer Stand in der Kirche verstanden wird und außerdem der Ruf nach dem Priester im Nebenamt nicht mehr verstummt. Jedenfalls erscheint die Frage nach der speziellen Lebensform, ob ledig oder verheiratet, weithin als nebensächlich. Im Gegenteil, es stößt immer mehr auf Unverständnis, dass die Bereitschaft zum Zölibat ein unerlässliches Kriterium für den Zugang zum Priestertum

darstellen soll. Dies ganz besonders, da speziell aus diesem Grund fähige, unter Umständen sogar besser geeignete Kandidaten, die aber auf die Ehe nicht verzichten wollen, dem Priesterdienst verlorengelassen werden. Was heute zählt, heißt es, ist einzig und allein die Bereitschaft zum Dienst für das Evangelium.

Die alttestamentliche Idee von der kultischen Reinheit (vgl. S. 67ff.) und eine eng damit verbundene Sakralisierung des priesterlichen Amtes waren die entscheidenden Motive dafür, dass vom Priester zuerst Enthaltensamkeit und schließlich auch noch Ehelosigkeit gefordert wurden. Entsacredotalisierung wird darum erst wieder den Weg frei machen zu einem Berufsbild des Priesters, das die Charismen aller Glieder der Kirche voll zur Wirkung kommen lässt.

---

[1](#) W. Pesch: Priestertum und Neues Testament, in: W. Pesch / P. Hünemann / F. Klostermann, Priestertum 15.

[2](#) Ebd. 18.

[3](#) R. M. Hübner: Die Anfänge von Diakonat, Presbyterat und Episkopat in der frühen Kirche, in: A. Rauch / P. Imhof (Hg.): Das Priestertum 72.

[4](#) P. Hoffmann: Evangelium ohne Priester?, in: P. Eicher (Hg.): Der Klerikerstreit 173.

[5](#) E. L. Grasmück: Vom Presbyter zum Priester. Etappen der Entwicklung des neuzeitlichen katholischen Priesterbildes, in: P. Hoffmann (Hg.): Priesterkirche 108.

[6](#) Ebd. 107.

[7](#) B. Griffiths: Eucharistie – Gemeinschaft in Liebe, in: Christ in der Gegenwart, 26.4.1992.

[8](#) BKV 27, 140.

[9](#) Migne: PL 77, 766.

[10](#) Grasmück (wie Anm. 5) 118 f.

[11](#) L. Zirker: Leben im Dialog 12.

[12](#) Römischer Katechismus 237.

[13](#) L. Lehmann: Das dogmatische Problem des theologischen Ansatzes zum Verständnis des Amtspriestertums, in: F. Henrich (Hg.): Existenzprobleme 131.

[14](#) J.-M. De Maistre: Vom Papste, hg. v. J. Bernhart, Bd. II, München 1923, S. 59, 79, 86.

[15](#) L.'Osservatore Romano, 10.2.1972.

[16](#) J. O. Zöller: Abschied von Hochwürden 74-77.

[17](#) W. Gessel: Resakralisierungstendenzen 122.

[18](#) D. v. Hildebrand: Zölibat 137 f.

## II.

# Gesetzgebung zur Enthaltbarkeit und zum Zölibat

Enthaltbarkeit bedeutet vollkommenen Verzicht auf jede Art von sexueller Aktivität. Mit Ehelosigkeit ist zunächst nicht mehr und nicht weniger gesagt, als dass ein Mensch – aus welchem Grund auch immer – nicht verheiratet ist; es heißt aber nicht unbedingt, dass er auch sexuell völlig enthaltbar lebt. Der im kirchlichen Bereich übliche Terminus Zölibat (lat. caelebs = ehelos) meint eine Ehelosigkeit, bei der geschlechtliche Enthaltbarkeit eingeschlossen ist. In diesem Sinn verpflichtet die römisch-katholische Kirche spätestens seit dem 2. Laterankonzil (1139) alle Inhaber höherer Weihen (Subdiakon, Diakon, Priester, Bischof) zu einem ehelosen Leben. Eine Ausnahme bilden erst seit dem 2. Vatikanischen Konzil jene Diakone, die als verheiratete Männer reiferen Alters geweiht werden.

Ferner unterscheidet man zwischen einer charismatischen Ehelosigkeit, wie sie für die Jungfräulichkeit als Geschenk (griech. charisma) von Gott charakteristisch ist, und einer kirchenrechtlich vorgeschriebenen Ehelosigkeit, welche der künftige Priester bereits vor seiner Weihe zum Diakon versprechen muß. Von diesen beiden Formen verschieden ist eine Ehelosigkeit, die im Verständnis der antiken Philosophie, insbesondere der Stoa und der Gnosis, als asketisch oder philosophisch bezeichnet werden kann. Der Verzicht auf die Ehe erfolgt hier einerseits aus Geringschätzung des Leiblichen und andererseits aus Hochschätzung des Geistigen (vgl. S. 88f.).

Der in die Frühe Kirche zurückreichende Begriff Jungfräulichkeit (lat. virginitas) ist mißverständlich. Wenn

damit ein sexuell enhaltsames Leben angezeigt werden soll, fragt man sich sogleich, ob dies nur eine Angelegenheit von Frauen sein kann. Sicher nicht, doch es gibt eben begrifflich kein männliches Pendant, etwa Jungmännlichkeit. Wenn also die Kirche von jungfräulichem Leben spricht, meint sie ein eheloses Leben in völliger Enthaltbarkeit, das eine Frau oder ein Mann aus religiösen Gründen führt.

Unsere Suche nach den biblischen Wurzeln der vom Priester geforderten Ehelosigkeit (Zölibat) müssen wir im Alten Testament beginnen, einmal, weil Jesus Christus, den die Kirche als ihren göttlichen Gründer verehrt, aus dem Volk der Juden hervorgegangen ist, und dann, weil im Laufe der Jahrhunderte gerade in dieser Hinsicht oft enge Zusammenhänge zwischen dem Alten und dem Neuen Testament hergestellt werden.

## **1. Biblische Aussagen**

### *A. Altes Testament*

Die Ehe stellt im Alten Testament eine sakrale Institution dar. Nach dem älteren der beiden biblischen Schöpfungsberichte bleiben Mann und Frau aufeinander angewiesen: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht“ (Gen 2,18). Kinder wurden als Segen Gottes verstanden und angenommen, Kinderlosigkeit dagegen gereichte der Frau zur Schande.

Die Priester waren verheiratet, mußten aber strenge Ehegesetze befolgen: „Sie dürfen weder eine Dirne noch eine Entehrte, noch eine Frau heiraten, die ihr Mann verstoßen hat“ (Lev 21,7). Schwere Strafe traf die unzüchtige Priestertochter: „Wenn sich die Tochter eines Priesters als Dirne entweiht, so entweiht sie ihren Vater;

sie soll im Feuer verbrannt werden“ (Lev 21,9). Zur Zeit seines Tempeldienstes durfte sich der Priester nicht sexuell betätigen.

Ehelosigkeit oder Jungfräulichkeit werden im Alten Testament nirgends mit Lob bedacht. Geschätzt und geschützt ist allerdings die Unberührtheit eines noch ledigen Mädchens. Das spätere Judentum hielt eine Witwe für fromm, wenn sie nach dem Tod ihres Mannes nicht wieder heiratete.

## *B. Neues Testament*

Jesus von Nazareth, der Sohn der Jungfrau Maria, blieb ehelos, machte aber niemand, auch nicht seinen Aposteln, Ehelosigkeit zur Pflicht. Andererseits respektierte er die Ehe wie alle anderen irdischen Wirklichkeiten auch. Doch verurteilte er in scharfem Widerspruch zur Tradition die Ehescheidung radikal: „was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen“ (Mt 19,6). Auf dieses Scheidungsverbot beziehen sich Vers 19,11: „Nicht alle können dieses Wort fassen, sondern nur die, denen es gegeben ist“ und der Schluß von Vers 19,12: „Wer das erfassen kann, der erfasse es.“ Und selbst wer diesen Ruf mit dem unmittelbar vorausgehenden Eunuchenspruch („Manche sind von Geburt an zur Ehe unfähig, manche sind von den Menschen dazu gemacht, und manche haben sich selbst dazu gemacht - um des Himmelreiches willen“) verbinden möchte, wird zugeben müssen, dass es sich dabei nicht um einen Befehl Jesu an alle Jünger oder auch nur an die Amtsträger zum Verzicht auf die Ehe handelt. Wohl aber kennt und anerkennt Jesus die Gnadengabe der Ehelosigkeit „um des Himmelreiches willen“ (Mt 19,12). Vielleicht wollte er damit in erster Linie seine eigene Ehelosigkeit verteidigen gegen böse Angriffe von Juden, welche das Wort „Eunuch“ gleich jenem anderen Ausspruch „Fresser und Weinsäufer“ (Mt 10,25) vermutlich

als Schimpfwort gegen ihn gebrauchten.

Nicht bloß an dieser Stelle, im gesamten Neuen Testament findet sich kein Hinweis darauf, dass die Ehelosigkeit einem bestimmten Personenkreis, etwa den Aposteln oder Jüngern Jesu, als Charisma versprochen worden wäre. Aus dem an Jesus gerichteten Wort des Petrus „Wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt“ (Mt 19,27) schließen zu wollen, wie es später mancher kirchliche Schriftsteller getan hat, dass die verheirateten Apostel, an der Spitze Petrus, dessen Schwiegermutter in der Bibel klar bezeugt ist, Hab und Gut und damit auch ihre Ehefrauen verlassen hätten, führt in die Irre. Ein solches Vorgehen widerspräche allein schon dem erwähnten Scheidungsverbot Jesu. Die meisten Apostel waren verheiratet und blieben es auch nach ihrer Berufung zur speziellen Jesus-Nachfolge. Trotzdem ist anzunehmen, dass Christen beiderlei Geschlechts schon bald auf die Heirat verzichteten, weil sie den religiösen Ruf zu einem zölibatären Leben in sich verspürten und mit ungeteilter Kraft für das von Jesus verkündete Reich Gottes wirken wollten.

Wie Jesus erhob auch der Apostel Paulus keine Forderung der Ehelosigkeit. Obwohl er selbst ledig blieb und seinen zölibatären Stand allgemein empfahl, wußte er doch sehr genau: „Jeder hat seine Gnadengabe von Gott, der eine so, der andere so“ (1 Kor 7,7). Deshalb teilte er auch den Christen in Korinth mit: „Was die Frage der Ehelosigkeit angeht, so habe ich kein Gebot vom Herrn“ (1 Kor 7,25). Wenn er den Rat gab, ehelos zu bleiben, geschah es einmal in der Meinung, dass das Ende der Welt nicht mehr lange auf sich warten lasse, und dann in der Überzeugung, dass das ehelose Leben eine größere Freiheit für „die Sache des Herrn“ gewähre. Obwohl er die Entscheidung für die Ehe nicht als Sünde verurteilte, gab er doch unmißverständlich zu erkennen, dass der Ehelose unter dem eschatologischen Vorbehalt eine bessere Wahl getroffen habe: „Wer seine